

Zeitschrift

des

MUSEUM

FRANCISCO ~ CAROLINUM.

Nro. 16.

Linz, Montag den 10. Juni

1844.

Oesterreichische Heldenfagen.

(Schluß der Bemerkungen über das Buch von Bern.)

Daß der Dichter des Buches von Bern alte Sagen über den Kampf zwischen Dietrich und Odoacer kannte, ist außer Zweifel. Auch die Wilkinsage und der Anhang des Heldenbuches erzählen davon Dinge, die mit dem Buche von Bern, der Rabenschlacht, Piterolf und dem Nibelungenliede im offenbaren Widerspruche stehen. Mit Recht wird angenommen, daß die Verfasser der Wilkinsage und des Anhangs, wenn auch aus späterer Zeit als die genannten Gedichte, doch ältere abweichende Quellen benützt haben. Was eine Sage zum Gedichte macht, ist die eigenthümliche, aus dem Geiste eines Jahrhunderts, aus dichterischer Individualität hervorgegangene Anschauung, Auffassung und Form.

In Dietrichs Ahnen und Flucht hat aber die Erzählung eine bestimmt ausgeprägte Form, welche der Geist des Dichters durchdringt, in der sich das Gemüth und die Zeit des Dichters abspiegeln. Darum müssen wir das Gedicht, wie es vor uns liegt, einem Dichter zuschreiben, nicht einem Sammler, Ordner, Uebersetzer. Daß aber Heinrich der Vogler dieser Dichter war, wie allgemein aus den Versen:

Diese immerwährende Schwere,
Die hat Heinrich der Vogelere
Gesprochen und gedichtet —

gefolgert wird, scheint mir nicht so ausgemacht, als man annimmt. Es wäre allerdings auch möglich, daß man an dieser Stelle figürlich von dem deutschen König Heinrich dem Vogler gesprochen würde, als dem Urheber dieser drückenden Verhältnisse, über welche hier geklagt wird, denn Heinrich der Vogler hat durch strenge Disciplin und Handhabung des Heerbanns, durch Gründung und Emporbringung der Städte, wie des Bürgerstandes, die

alte stolze Ungebundenheit des Adels gebrochen, was erst in den folgenden Jahrhunderten fühlbarer wurde, wo der kriegerische Geist weniger in auswärtigen, heutebringenden Kriegen Beschäftigung fand, sondern sich in Privatfehden zersplitterte, oder im Angriffe auf die Früchte des Fleißes eines geringgeschätzten, und doch wegen seines Reichthumes beneideten Bürgerstandes Nahrung oder auch nur Entschädigung suchte für die Dienste, welche der Lehensherr von ihm forderte, und nicht mehr, wie in früherer Zeit, vergelten konnte.

Wenn man erwägt, wie unwahrscheinlich es ist, daß der Dichter mitten in seinem Vortrage, gerade bei einer Stelle, wo er aus einem im Gedichte selbst gegebenen Anlasse in eine tief empfundene Klage ausbricht, und vertraulich zu den Rittern spricht, seinen eigenen Namen nennen, oder die von einem anderen Gewährsmann gedichtete Stelle einschieben soll, wird man mein Bedenken gewiß nicht ungegründet finden. Den eigenen Namen brauchte wohl der Dichter bei dieser Apostrophe an einen wohl bekannten Kreis von Zuhörern am allerwenigsten zu nennen, wollte er aber einen Gewährsmann seiner Rede anführen, so ist es wahrscheinlicher, daß er sich auf denselben zur Gewährleistung der Geschichtsfage, als der Schilderung eines nicht gedichteten, sondern von allen Anwesenden tief gefühlten Bedrängnisses berufen haben würde.

Ist demnach der Name des Dichters unserer Sage noch nicht ermittelt, so können wir nach einem gleichzeitigen bekannten Dichter in unseren Gegenden forschen, weniger in der Hoffnung Gewißheit zu erlangen, als um Vermuthungen zu rechtfertigen, und da begegnet uns der Name eines Sängers, unter dem wir uns recht wohl den Dichter des Buches von Bern vorstellen können. Seifrid Helbling gedenkt mit Schmerz eines dahin geschiedenen Sängers vom guten alten Schlage:

Wie schön der Vogel sang,
 Von Falkenberg der alt Rapot!
 O weh, nun gnade ihm Gott. X. 42.

Wir kennen von diesem Rapoto von Falkenberg kein anderes Gedicht, allein die Nachklänge an die Heldendichtung, welche so häufig in Helbling's Gedichten vorkommen, lassen uns schließen, daß noch zu seiner Zeit hier vorzüglich die Heldendichtung geblüht habe. Der alte Rapoto von Falkenberg kommt zwischen 1222 und 1286 unter den Freien als Zeuge in Urkunden des letzten Babenbergers, der römischen Königin Margareth, des Herzogs Hermann von Baden als Herzog von Oesterreich und Steiermark — des Bischofes Rüdiger von Passau in einem Lehenbriefe für Gundaker von Stahremberg, endlich selbst noch mit seinem Sohne Rapoto in Diplomen Ottokar's und Albrecht's I. vor, starb 1289, und liegt im Kloster Zwettel begraben. Von seinen Vorfahren finden wir Oserich, Chadalunck, Chunrad, Gotfrid, Ulrich, Albero und Hademar in vielen Landesurkunden zwischen den Jahren 1170 bis 1230, wovon die meisten in Wien oder Krems aufgestellt sind. Rapoto's Söhne, Hademar und Rapoto (III. dieses Namens), scheinen sich Wolfrat und Astolt — nach dem Gedichte Piterolf: »die besten Ritter, die auf Erden waren,« aber doch Fremden gern ihr Gut raubten — zum Vorbilde genommen zu haben. *) Hademar sollte in dem Kriege Albrecht's I. gegen Adolph von Nassau für letzteren Partei genommen haben. Der junge Herzog Rudolph erhielt den Befehl, ihn aus dem Lande zu vertreiben, und seine Burg zu brechen; Hademar wurde flüchtig, übergab aber seine Feste dem Bruder Rapoto, der sie mit größter Tapferkeit vertheidigte, bis er durch einen Steinwurf schwer verwundet zur Uebergabe gezwungen wurde, doch erhielt er ehrenvolle Bedingungen. Sein Geschlecht erscheint vielfach verwandt und verschwägert mit den Chunringern, Capell, Wallsee, Stahremberg u. s. w., war reich begütert im Lande unter und ob der Enns, und blühte bis ins 15. Jahrhundert.

Der alte Rapoto von Falkenberg war demnach allerdings ein Sänger, dem vermöge seiner persönlichen Verhältnisse und der Zeit, in der er gelebt, das Buch von Bern zugeschrieben werden kann. Doch wir verlassen das Feld der Muthmaßungen, und wollen lieber noch einige

*) Die Jahrbücher von Zwettel und Eitensfeld beschuldigen die Brüder vieler Räubereien und Gewaltthatigkeiten, obwohl Rapoto der Alte und seine Söhne noch im Jahre 1299 sich als Wohlthäter des Stiftes Zwettel erwiesen haben; die folgende Geschichte erzählt Ottokar von Horneck in seiner Reimchronik Cap. 69.

Betrachtungen über den Gehalt, den poetischen Werth unseres Gedichtes anstellen.

Wenn schon Piterolf vor Männern, wie Gerwinus, keine Gnade findet, wenn schon die Kunsttrichter in neuester Zeit über die armen Reime, die ton- und klanglose Sprache im Nibelungenliede klagen, das »demüthig den colossalen Begebenheiten ein allzubeseidenes Gewand leiht,« *) was sollen wir zu Gunsten unseres Buches von Bern vorbringen, das nach hellenischen Maßstab gemessen, noch weniger bestehen kann?

Im Piterolf sind gleichsam alle Schleißen der Sagenquellen offen, sie springen munter hervor, in ihrem Thau glänzt der ganze Schauplatz der Erzählung; die Helden bewegen sich in Kraft und Freudigkeit, kein finsternes Ereigniß, kein Schmerz, als die Thränen Dietlindens um ihren Gatten und Sohn, die später reichlich vergolten werden, trübt das Gemälde, in dessen Vordergrund bedeutsam die Thürme der Syrapure stehen; und betrachten wir nun das Nibelungenlied in seiner großartigen Anlage, Erhabenheit, Einheit und Vollendung, mit der unerreichten Meisterschaft in Darstellung der Charaktere, muß uns da nicht das Buch von Bern gegen Piterolf arm und reizlos, gegen das Nibelungenlied als planlose Geschichtserzählung erscheinen? Und doch können wir auch dieser Dichtung unsere innige Theilnahme nicht versagen, denn es lebt in ihr echte urdeutsche Gesinnung. In unseren Tagen ist echte Gesinnung so selten geworden, und die glatte Form so allgemein, daß Jeder, dessen Sinn für das Sittlich-Schöne nicht abgestumpft ist, sich durch die deutschen Heldensagen gestärkt und erquickt fühlen muß.

Die Tugenden, welche die Grundzüge des deutschen Charakters bilden, Frömmigkeit, Biederkeit, Wahrheit, Tiefe, Kraft mit Milde gepaart, sind Geistesblüthen von wunderbarer Schönheit an der rauhen, etwas ungeschlachten Form der deutschen Heldendichtung. Solche geistige Blüthen erfreuen uns nicht in gleichem Maße an den Meisterwerken der Griechen und Römer, die man uns als Muster des Schönen aufstellt. Mit Recht klagten die Weisesten unter den Griechen über den schädlichen Einfluß ihrer Dichter auf die Erziehung; die vollendete Form kann hiefür keinen Ersatz gewähren.

Der Dichter des Buches von Bern schildert seinen Zeitgenossen eine schönere Zeit als die Gegenwart, und

*) Dieser Ausspruch des scharfsinnigsten Kenners der deutschen Literatur mahnt unwillkürlich an den eigenthümlichsten Zug des österreichischen Nationalcharakters — eine neue Hindentung auf die nahen Beziehungen zwischen Oesterreich und dem Nibelungenliede!

diese Schilderung einer Herrlichkeit, die mit den Tugenden, mit welchen sie im engsten Zusammenhange stand, entschwunden ist, soll die sittliche Kraft wecken, jene Tugenden wieder zu erstreben. An König Dietwart's Hof war Zucht, Ehre, Achtung der Frauen, die Sitte keusch und rein, daher hohe Manneskraft und Tapferkeit. Der König sah seine Ritter gerne, half überall, und lohnte ihre Dienste mit reichlichem Gute; die weisesten waren seine Rätthe, die nie vergeblich mahnten, er minnete Gott mit Augen und mit Herzen, sein Hof war ein Tummelplatz von Vergnügungen; Turnier, Tanz, Saitenspiel, Sänger und Sagedichter wechselten mit den Freunden der Tafel und vertrauten geselligen Verkehrs, — auch fahrendes Volk wurde freigebig bewirthet. — Ernste, strafende Mahnungen folgen auf dieses heitere Gemälde: »Seit die Keinheit und Keuschheit der Sitte ist abgethan, ist die Welt an manchen Dingen krank — waren die Leute früher stark, so sind sie nun untreu, karg, unweise und unsiat.« Die Treue ist allenthalben unter den Tugenden vorangestellt, mit der höchsten Schmach wird Ermenrich's und seiner Rätthe Untreue, Wittich's Abfall gebrandmarkt. Das Gefühl der Freundschaft erscheint in einer Stärke, Kraft und Ausdauer, welche uns fabelhaft scheint. Man hat zu wenig bedacht, daß in jener Zeit die Persönlichkeit treuer Vasallen, die zugleich Helden und mächtige Fürsten waren, höheren Werth hatte, als in unseren Tagen, und die Großmuth Dietrich's, der auf seine Länder verzichtete, um das Leben seiner gefangenen Freunde zu retten, unsinnig, aller Haltung und Wahrheit ermangelnd gescholten. *) Es ist aber schön und erfreulich, daß es dem Dichter, und gewiß auch dem Kreise seiner Zuhörer nicht also schien.

Der edle Markgraf Rüdiger sagt zu Dietrich: »Ich und du, wir sind ein Leben, was mein ist, ist auch dein.« Die Großmuth Helchens kennt keine Gränzen. Der Dichter verweilt mit Absicht bei allen gemüthlichen Stellen; wie er das Wiedersehen Dietrich's und Eckwart's erzählt, ruft er aus: »Das möcht ihr hören gerne!« er kannte sicher sein Publikum, und es lag ihm daran, die Freude der Zuhörer ja nicht abzukürzen.

Hohe Meisterschaft in Zeichnung der Charaktere können wir unserem Dichter nicht zuschreiben, sein Verdienst ist aber, daß er die Züge der alten Sage festhält und mit Liebe ausführt. Der Charakter Dietrich's steht immer großartig da, selbst wo er im Uebermaße des Leides zu verzagen scheint, und nur durch Wolfhart's Ungestüm und des alten Hildebrand's Mahnungen aufgerichtet werden kann; er beklagt nicht sein eigenes Schicksal, son-

dern »den Jammer, der an seinen Leuten geschah.« — Seine Pietät gegen die gefallenen Freunde, die er sorgfältig aus dem Blute lesen und bestatten läßt, deren Andenken er mit tief empfundenen kurzen Leichenreden ehrt, wird noch übertroffen durch »die höchste Tugend, die je ein König beging,« indem er auch die Leichen seiner Feinde aus dem Blute tragen, klagend und bestatten ließ. Ein Zeugniß schöner religiöser Gesinnung ist Dietrich's Schlachtgebet. — »Ich selber will Hauptmann seyn,« spricht er, »vielleicht daß Gott meines Leides gedenkt, und mir seinen Beistand leiht. — Hilf mir Herre Gott, nur wenn das Recht auf meiner Seite ist, und richte den Schaden an dem Schuldigen! Verzaget nicht ihr Helden gut, sitzt aufs Ross mit Heldennuth, und rufet Jesus an, der euch wohl gehelfen kann!«

Nachdem der Ausgang Gott empfohlen ist, sucht jeder in der Hitze des Streites die Hilfe nur in sich, die Erinnerung an erworbenen Schlachtenruhm, das Vertrauen in die bewährte Waffe, muß den Muth erhöhen und Sieg verleihen, — oder das Bewußtseyn, daß die Heldenthat im Gefange fortleben werde, dem Tode beherzt entgegenführen. Auch aus vielen Stellen in anderen Heldensagen ergibt sich ein dem deutschen Charakter vorzüglich eigenthümlicher Zug. Wir sehen, wie die Helden in großen Gefahren, im entscheidenden Augenblicke des Kampfes in sich selbst hinabsteigen, aus sich heraus Rath und Hilfe holen. Von Alphart und Pitruuc heißt es:

Sie holten aus ihren Herzen tief
Zwen Schläge freislich.

Die Tiefe der Empfindung, durch die Kraft des Gedankens zum Bewußtseyn erhoben, muß sie retten. In der Wilkinasage ist es immer der Gedanke des Helden: daß er nun gar nichts weiter zu schonen brauche, — daß er sich mehr ins Zeug legen müsse, wenn er den Sieg haben wollte — daß es nicht gut sey, wenn er nicht das bessere Theil davontragen sollte über einen Mann, der ihm zu Handen gestellt war — welcher die letzte Anstrengung hervorbringt, und den Sieg verschafft. So ruft Dietrich dem im Kampfe mit dem Riesen Wate begriffenen Dietlieb zu:

Gedenke daß dein Nam ist breit (berühmt)
Du heißest Fürst, und bist ein Degen!

Wenn wir dagegen ein anderes sehr tapferes und welthistorisches Volk, die Griechen, in ähnlichen Lagen betrachten, gewahren wir einen höchst merkwürdigen Unterschied. Wir sehen die Griechen in der Gefahr des Kampfes zu allen unsterblichen Göttern flehen: »mit

*) W. Grimm, deutsche Heldensage — S. 559.

emporgehobenen Händen und lauter Stimme « — beim Schleudern eines Speeres oder Schwung des Schwertes Gelübde machen, oder die Götter an die dargebrachten Opfer erinnern.

Zeus gibt Stärke den Sterblichen, gibt sie, und nimmt sie,
Wie ihn gelüftet. Homer XX. 33.

Die partheiischen Götter deuten die Blößen der Feinde an, lenken den Flug der Geschosse; wen sie verderben wollen, dem flößen sie Furcht ein:

Furcht sandte dem Herzen die lilienarmige Härk,
Säumende Furcht um zu schaffen, was vorher bestimmte das
Schicksal. Orpheus d. Argonaut. 744, 43.

Apollo löst während des Kampfes mit Hector dem Patroklos den schützenden Panzer — Pallas täuscht durch Truggebilde Achilleus in seinem Kampfe mit Hector. Dafür mußten sich aber auch die Unsterblichen manchen bitteren Vorwurf gefallen lassen, so ruft Menelaos als ihm das Schwert brach:

Water Zeus, du bist von allen Göttern der schlimmste!
Sieh, ich hoffte, du würdest des Paris Uebelthat strafen,
Nun zerbrach mir das Schwert in der Hand, vergebens
enteilte

Meiner Rechte der Speer, und ohne den Frevler zu treffen!

Bringen wir nun noch in Anschlag die finstere, alle moralische Kraft lähmende Vorstellung von einem unentfliehbareren Schicksale, das selbst die Götter beherrscht, von der trostlosen Nichtigkeit des Schattenlebens nach dem Tode, die Selbstsucht und Grausamkeit der homerischen Helden, und vollends den Olymp, diesen Tummelplatz der kleinlichsten menschlichen Leidenschaften — wo entdecken wir an diesen classischen Gedichten solche Geistesblüthen, die immer reichere, schönere Entwicklung, die Unsterblichkeit verheißen?

Odysseus ruft in der Unterwelt den Schatten des Achilleus an: Dir gleicht in der Vorzeit keiner an Seligkeit, noch in der Zukunft, dich Lebenden verehrten Argos Söhne gleich den Göttern:

— Und jeko gebietest du mächtig den Geistern,
Wohnend allhier. Drum nimmer gerene der Tod dich
Achilleus.

Zammernd entgegnet Achilleus, nachdem er das Blut der geschlachteten Opfertiere geschlürft, daß ihm Besinnung und Sprache verließ:

Nicht rede vom Tod, ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber wollte ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem Mann, der ohn' eigenes Erb' in Dürftigkeit lebt,
Als die sämtliche Schaar der geschwundenen Toden be-
herrschen!

Damit hat der Dichter dem Geiste der antiken Heldendichtung das Urtheil gesprochen, und die Weltgeschichte hat es besiegelt.

Wenn wir diese Nachtseiten der antiken Dichtung betrachten, so brauchen wir uns wahrlich durch die classischen Vorbilder nicht gedemüthiget zu fühlen. Was sich erreichen und erlernen läßt, werden wir noch erreichen und erlernen, vielleicht auch noch übertreffen, wenn wir der deutschen Gesinnung treu bleiben, die überall das Treffliche erkennt, und sich anzueignen strebt; — dazu ist aber vor allem nothwendig, daß wir uns selbst richtiger schätzen und beurtheilen lernen, daß wir jede edle, wahre Empfindung und Gefühlsäußerung heilig halten, in denen bei aller Unvollkommenheit der Form der höhere Werth der deutschen Kunst besteht.

Vermehrung der Sammlungen.

(Fortsetzung.)

II. Münzen.

2) Ein seltenes Thalerstück des Franz Grafen v. Dietrichstein, Cardinals und Bischofs zu Olmütz in den Jahren 1598 bis 1636; Aequivalent des Herrn Karl Preisch, k. k. pensionirten Hauptmannes.

3) Thalerstücke August des Starcken — Clemens August Graf von Westphalen 1804 — Karl VI. 1740; wurden aus dem Erlös vorhanden gewesener Doubletten angekauft.

4) Eine römische Kupfermünze (Diocletian), aufgefunden nächst Ebensee im k. k. Salzkammergute; vom Herrn Joh. Grill, k. k. Waldmeister zu Ebensee.

5) Siebzehn Stück römischer Münzen, worunter acht silberne; ein Geschenk des Herrn Fr. N. Wieser, Kooperators in der Stadtpfarre zu Enns.

6) Eine Silber-Medaille von den Herren Ständen Oesterreichs vom Jahre 1650, zu Ehren Kaiser Ferdinands III., bei dem endlichen Abschlusse des westphälischen Friedens; wurde angekauft.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Johann Fleischanderl.

Verleger: Buchhändler Quirin Haslinger.